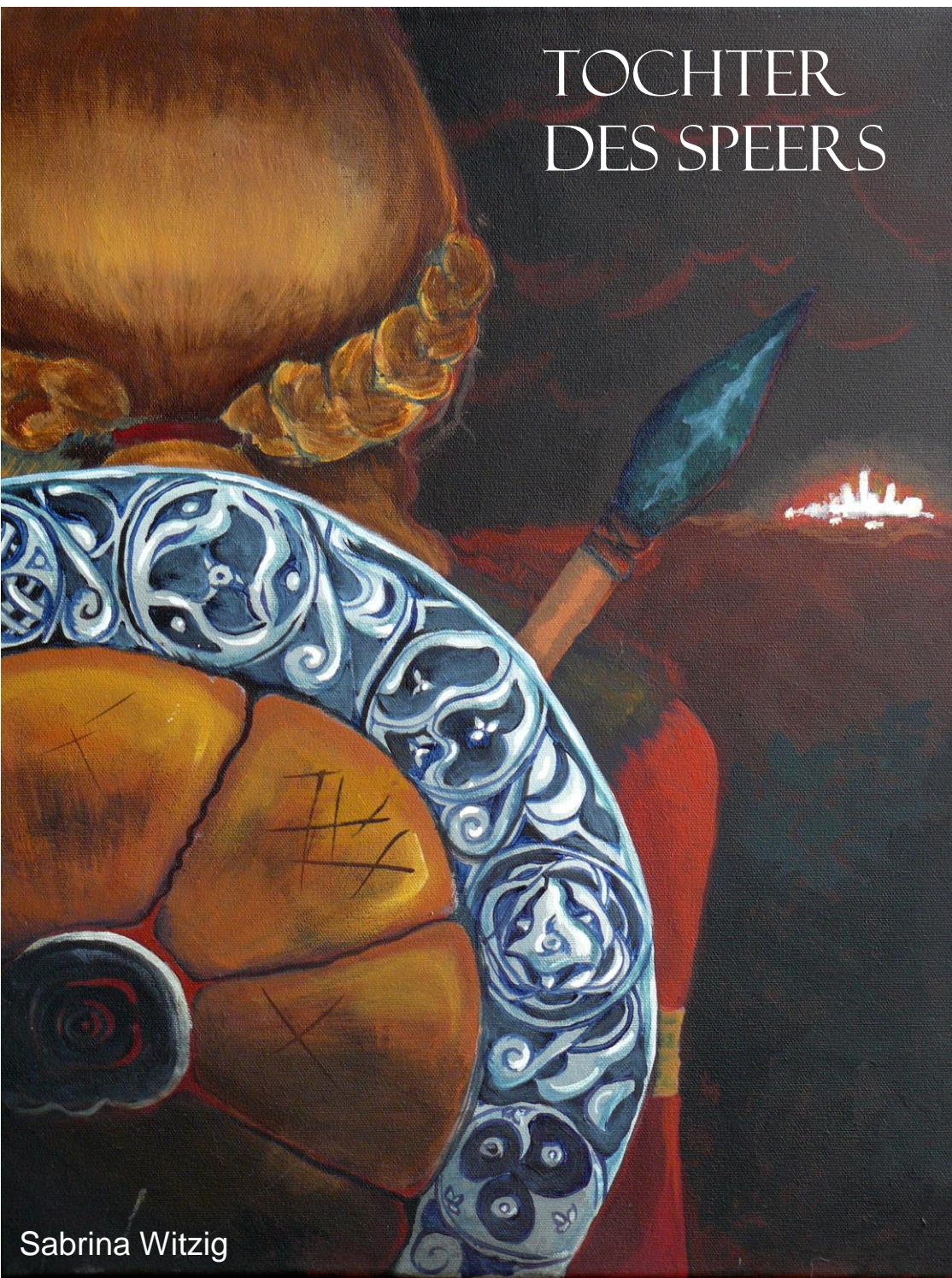


TOCHTER DES SPEERS



Sabrina Witzig

Danksagung

Danke an Eva Hanetseder für die Betreuung meiner Maturarbeit.

Ein allerherzlichstes Dankeschön und meine tiefste Bewunderung an Claudia Volkart für die virtuose Gestaltung des Titelbildes und der Landkarte.

Vielen lieben Dank auch an meine Testleser Cristina Duran, Patrice Witzig und Roman Wyss für aufmunternde Kommentare, kleingeistige Kritteleien und ehrliche Rückmeldungen.

Und vor allen anderen DANKE – an alle, die ihre Fantasie noch nicht ganz verloren haben.

Paradon



Prolog

Aus den Büchern des Staubes, Chronik I: Entstehung der Zweiten Welt

Am Anfang war das Dreigeteilte. Es durchschnitt die Nebel wie ein Sonnenstrahl die Finsternis und brachte das Licht und die Wärme. Wo Es seinen Fuss auf die Erde setzte, trockneten Sümpfe und schlossen sich Kluften, wo Seine Hände sich niedersenkten, spross Leben. Die Schrecken und Schatten wichen vor Seiner Herrlichkeit zurück und verschwanden tief in die Erde hinein, in den Schoss der Dunkelheit, wo sie vergessen gingen. Berethil durchwanderte alle Fläche, die Land war, und als Es an den Rand der Welt kam, wo schaurige, blutrote Ozeane die Küsten umtosten, berührte Es das Wasser und es wurde rein. Alles, was entstellt und dunkel war, wurde erfüllt von Heilung und Licht, und überall, wo die hehren Füsse des Wesens auf Erde trafen, blühten Blumen und spross weiches Gras.

Nur einen Ort vergass das Wesen in all seinem Wirken; und so verbarg sich dort, unberührt von seiner reinigenden Kraft, weiterhin das Unheil und die namenlosen Grauen, die in der ungenannten, der Ersten Welt, umgegangen waren. So herrschen dort seit allen Zeiten sie, die wir die Westlichen nennen und die sich selbst keinen Namen geben, die kein Leben dulden und niemandem als den Schrecken dienen, aus denen sie hervorgingen, bevor die Zeit begann, und die sie selber sind.

Als Berethil alles Land bis auf dieses eine besucht hatte, setzte Es sich nieder und freute sich an dem, was Es geschaffen hatte. Und das Herz war Ihm leicht vor Freude, sodass Es lachte – und aus diesem ersten Lachen wurden die Tiere, die sogleich daran gingen, die Erde und alles, was darauf war, zu bevölkern. Da staunte das Dreigeteilte Wesen und Es freute sich an ihnen. Da wandte Es seinen Blick gen Himmel und sah, wie leer er doch war im Vergleich zu dem, was Es nun auf Erden sehen konnte. Also rieb Es die Hände aneinander und blies hinein, und getragen von dem göttlichen Atem erhoben sich alle Arten von Vögeln und Insekten in die Luft und erfüllten den Himmel mit ihrem Gesang. Sodann trat Berethil an die Küsten des Meeres und sah, wie verloren und still die riesigen Wasser vor Ihm lagen. Und Es vergoss Tränen ob dieser Leere und als diese Tränen das Wasser berührten, wurden sie zu Fischen und allen möglichen Kreaturen, die fähig waren, die Meere zu

bewohnen. Und der salzige Geschmack der heiligen Tränen überdauert alle Zeitalter in den Fluten der tiefen Wasser.

Als Es all dies geschaffen hatte, hielt es inne und betrachtete sein Werk. Und es war bald bekümmert darüber, nicht in allen drei Sphären, die es mit Leben bevölkert hatte, gleichzeitig verweilen zu können. Alsdann erhob das Wesen die Stimme und schrie, sodass alles, was da war, für einen Moment verstummte und erschauernd lauschte. Als die Wehklage verklungen war, erhoben sich anstelle des Höchsten Wesens drei Gestalten, die weniger strahlend, doch noch immer schöner und erhabener waren als alles, was um sie war. Und diese drei Wesen waren die Drei – Licht, Waage und Schatten. Licht steht für das Gute, das Reine, das Aufrechte, und verbirgt sich am liebsten in den Weiten des Himmels, von wo er als Sonne und Mond auf alles herabsieht. Schatten herrscht in den tiefsten Tiefen der Meere und im innersten Leib der Erde. Aus ihm gehen Schwärze und Albträume hervor, alles, was böse und Mordgier ist, entsteht aus ihm. Zwischen ihnen steht als Richterin auf Erden Waage, die alles im Gleichgewicht hält und die sich mal zur einen, mal zur anderen Seite neigt. Sogleich begannen die Drei, nach ihrem eigenen Bild Lebewesen zu formen und sie auf der Erde zu verteilen, die sie bebauen und sich von ihr nähren sollten. Diese Wesen nannten sie Menschen. Und getreu ihren Erschaffern folgen manche Menschen dem Licht und manche verschreiben sich der Finsternis. Doch in den meisten von ihnen herrscht Waage vor, und sie folgen mal diesem, mal jenem Weg. Und solange dieses Gleichgewicht unter den Menschen existiert, so lange bleibt auch die Welt, die das Dreigeteilte geschaffen hat und aus dem wir alle hervorgegangen sind, bestehen.

1. Abschnitt – Der zerbrochene Speer

Aracanon, Hauptstadt Nardéz, Jahr 1051 des zweiten Zyklus, Winter

Schmerz.

Es war die erste bewusste Wahrnehmung, als sie erwachte.

Tausend glühende Messer bohrten sich in ihren Unterleib und verbrannten sie, marterten sie.

Sie versuchte, sich auf die Seite zu drehen und krallte ihre Hände in die verschwitzten Laken, das Haar klebte an ihrer kochend heißen Stirn. Verschwommen zogen die vergangenen Stunden an ihren Augen vorbei

und ein Stechen schoss durch ihre Seele, als ihr bewusst wurde, was geschehen war:

Wieder ein Kind verloren.

Schon das dritte Mal. Jetzt war sie sich sicher: Es konnte nicht an den Erzeugern liegen – sie war Schuld. Sie allein trug Schuld daran, dass kein einziges der ungeborenen Leben sich in ihr hatte halten können. Ihre Fingernägel bohrten sich durch das Laken in ihre Handfläche, während ihre Bewegungen ruckartiger wurden und sie krampfhaft und keuchend nach Atem rang. Voller Pein schrie sie auf, riss das Laken unter der Matratze hervor, warf es in hemmungsloser Wut vom Bett und schlug nach ihrem Leib, hämmerte auf ihren Bauch, voller Rachsucht und unsäglichem Hass, der sich gegen das eigene Gefäss richtete, den verfluchten Schoss, der ihr Jahre der Frustration, des Grams und unsäglichlicher Trauer beschert hatte. Sie nahm nur am Rande wahr, wie Hebammen in ihr Zimmer eilten, sie an den Handgelenken fassten und sie zu bändigen versuchten. Wie im Wahn schlug sie um sich, schrie und biss und kratzte, trat sogar nach einer der Frauen, die nach hinten fiel und gegen die Tischkante knallte. Sie brach zusammen und stand nicht wieder auf. Doch ihr war es gleich; sie raste vor Hass – auf sich selbst, auf die Welt, auf alles und jeden. Schliesslich fesselten die Hebammen sie ans Bett, wo sie in sich zusammenfiel und erschöpft zu schluchzen begann. „Mein Kind“, jammerte sie. „Wo ist mein Kind?“ „Das Kind ist tot, Herrin“, erklärte die älteste Frau ihr mit sanfter Stimme. „Es wäre ein Mädchen gewesen“, fügte sie hinzu, so, als ob sie ihre Herrin damit irgendwie hätte trösten können. Ein hasserfüllter Blick aus rabenschwarzen Augen traf sie. „Hinaus!“, fauchte sie. „Verschwinde, bevor ich dich und deine unfähige Bande von Helfern draussen vor den Toren meiner Burg aufhängen lasse!“ Die alte Frau sagte nichts weiter, sondern warf ihr einen besorgten Blick zu und eilte aus dem Zimmer.

Isra Phalaér, Tochter der Sonne, Geliebte des Halbmondes und Herrscherin über das westliche Reich Aracanon, ließ sich zurücksinken. Wut und unmässige Trauer waren verebbt, zurück blieb nur Resignation. ‚Die Götter bestrafen mich‘, dachte sie, ‚wer immer sie auch sein mögen.‘ Warum nur war es ihr, der ältesten Tochter und letzten reinen Bluterbin der Fürstenlinie des Hauses Aracanon, nicht möglich, einen Erben zu gebären? Ihre Schwestern - unnütze Bankerte und Blutschänderinnen allesamt - hatten zusammen fast ein Dutzend Kinder, alle gesund und voller Leben. Und jedes einzelne von ihnen war ein rechtmäs-

siger Anwärter auf ihren Thron. Unter Stöhnen befreite sich Isra langsam von ihren Fesseln und setzte sich auf. Seit sie ein Kind gewesen war, war ihre Position als Grossfürstin Aracanons bedroht gewesen. Ihr Vater, obwohl früh verstorben, hatte zahlreiche Geliebte gehabt, mit denen er die meiste Zeit verbracht und unvernünftig viele Kinder gezeugt hatte. Wobei ihm seine rechtmässige Frau, ihre Mutter, Zeit seines Lebens nur ein Kind hatte schenken dürfen. Ein Kind, genug, um die Blutlinie zu erhalten, doch zu wenig, um vor der tödlichen Thronrivalin ihrer Bastardgeschwister sicher zu sein. Was für ein törichter Narr er doch gewesen war.

Isra reckte sich, fuhr sich über den schmerzenden Unterleib und stand langsam und vorsichtig auf. Schwindel erfasste sie. Halt suchend tastete sie nach ihrer Kommode und nahm einen tiefen Atemzug. Dann griff sie nach der silbernen Karaffe mit Wasser, die immer auf dem kleinen Holzmöbel stand. Sie nahm ein paar Schlucke und warf dabei einen Blick in den hohen, verzierten Spiegel, der an der Wand hinter der Kommode angebracht war. Eine junge Frau blickte ihr entgegen, das schwarze Haar zerzaust, die Wangen rot und verschwitzt, die Lippen rissig und blutleer. Trotzdem war noch immer zu erkennen, was für eine atemberaubende Schönheit sie war.

Wie sehr sie sich hasste.

Sie stellte ihren Becher ab und fuhr sich mit den Fingern ein paar Mal durch das dichte Haar, dann blieb sie stehen und strich, sich selbst in der reflektierenden Oberfläche beobachtend, über den viel zu flachen Bauch. „Verflucht seist du“, zischte sie und fegte mit einer Handbewegung Becher und Karaffe von der Kommode. In diesem Augenblick klopfte es. „Nein!“, schrie sie in Richtung Tür und legte den blutverschmierten Morgenmantel ab. Sie wollte sich erst umziehen und noch ein paar Stunden ausruhen, bevor sie wieder jemanden empfing. Wer etwas wollte, konnte gefälligst auch bis nach Sonnenaufgang warten. In Gedanken vertieft, betrachtete sie das feuchte, blutgetränkte Laken und bemerkte nicht, dass sich die Tür in ihrem Rücken leise öffnete.

„Vergebt mir, meine Fürstin.“

Isra schrie auf und fuhr herum; sofort drehte sich alles. Taumelnd bewegte sie sich zum Bett und ließ sich darauf niedersinken. „Wie... wie könnt Ihr es wagen...“, stammelte sie, die Hand an ihrer Stirn.

„Vergebt mir, Herrin, aber ich hörte gerade, was geschehen ist“, sagte eine vertraute Stimme von der Tür her. „Es tut mir so unendlich leid.“

„Das berechtigt Euch noch lange nicht, gegen meinen Wunsch in meine Gemächer einzudringen!“, fuhr Isra den Mann an. Dieser verbeugte sich und trat näher an Isra heran, sodass sie ihn trotz ihrer verschwommenen Sicht erkennen konnte; er hatte ein fahles, eingefallenes Gesicht, einen Kranz aus weissem Haar und blassblaue Augen, die stets besorgt wirkten. Er trug einen abgetragenen schwarzen Umhang über seiner Hofkleidung, eine Marotte von ihm, die ihm den unschmeichelhaften Beinamen *Blàki* – Fledermaus - eingetragen hatte. Isra war der Meinung, dass er der Vergangenheit nachtrauerte, als die arachinischen Windreiter noch das gewesen waren, woran sich der gesamte Kontinent nur noch in Liedern und Geschichten erinnerte, und dass er, der selbst nie die Chance gehabt hatte, eine entsprechende Ausbildung anzutreten, auf diese Weise versuchte, die Tragödie zu verarbeiten. Den Windreitern hatte ganz einfach das Geld gefehlt, um mehr als fünfzig Anwärter gleichzeitig auszubilden und Còratesh war diesem Umstand zum Opfer gefallen. Er hatte die schwarz-silberne Rüstung der Windreiter niemals tragen dürfen, also trug er jetzt ein schwarzes, verfilztes Cape.

Es war erbärmlich, aber andererseits hatte sie in ihm einen mit Leib und Seele ergebenen Berater und Diener gefunden; der alte Mann war überzeugt, durch Isra den endgültigen Fall des Reiches in Barbarei und Dekadenz verhindern zu können – sie allein stand zwischen Aracanon und den gierigen Fingern ihrer Bastardneffen.

Nichts, da war sie sich sicher, schweisste Untergebene so sehr an ihre Herren wie der gemeinsame Hass auf einen gemeinsamen Feind. Doch obwohl sie um seine Gegenwart sonst froh war, verspürte sie in diesem Moment den starken Drang, ihm ihren Dolch in den Hals zu stossen. Niemand hatte sie in solch einem Zustand der Schwäche zu sehen, niemand.

„Was wäre es geworden?“, fragte er leise und machte sich daran, die heruntergeworfenen Gefässe wieder aufzuheben. „Was geht Euch das an?“, entgegnete Isra und erhob sich von ihrem Bett. „Seid Ihr neuerdings unter die Lakaien gegangen?“, fauchte sie ihn an, als er Karaffe und Kelche wieder fein säuberlich zurück an ihren ursprünglichen Platz stellte. „Ich weiss, Ihr wart sicher, dass die Schwangerschaft dieses Mal gut verlaufen würde“, erwiderte Còratesh leise und mitfühlend.

„Unter anderem aufgrund Eurer Versprechungen!“, schrie die Herrscherin, ihr schönes Gesicht verzerrte sich vor Wut. „Ihr mit Euren albernem Tränken und Arzneien! Was haben sie mir genützt?“ Hasser-

füllte schlug sie noch einmal mit der Faust gegen ihren Bauch. „Einen Monat! Einen Monat blieb es länger in mir als die letzte Fehlgeburt! Und das hat nur dazu beigetragen, dass ich mir noch mehr Hoffnungen gemacht habe, Hoffnungen, die auf so schreckliche Art enttäuscht wurden...“ Sie brach ab. Còratesh sah sie lange an. „Es scheint wirklich so, als ob die Drei Eure Wünsche nicht begünstigten, grosse Herrin“, stimmte er schliesslich zu. Ein leises Zittern lag in seiner Stimme. „Das wird sich für die Zukunft bedenklich auswirken...“ Isra lachte freudlos. „Bedenklich! Ja, das ist das richtige Wort dafür. Meine Halbschwester, die Hure Asira, schrieb mir erst vor einer Woche einen Brief, in dem sie mir von den glänzenden Fortschritten ihres Sohnes berichtet! Er ist jetzt neun, Còratesh“, fügte sie mit einem zornigen Blick auf den Mann hinzu, „bald wird sie ihm einreden, für seine Rechte als ältester Enkel meines Vaters zu kämpfen und mich vom Thron zu stossen!“ Verzweifelt fuhr sie sich durch die Haare, ihrer Gefühle nicht mehr Herr.

Còratesh sagte nichts, seine Augen folgten der jungen Frau, die unruhig im Zimmer auf und ab lief. „Weiss Euer Gemahl es schon?“ Isra schnaubte verächtlich. „Der! Der braucht überhaupt nichts zu wissen. Unfähig und dummlich, genau wie sein Vorgänger! Lasst ihn verschwinden, am besten stirbt er an einer Lungenentzündung oder fällt bei der Jagd vom Pferd, was weiss ich.“

Còratesh atmete schwer aus, sagte jedoch nichts.

„Oh, jetzt tut nicht so, als hättet Ihr plötzlich Skrupel!“, fauchte Isra und stützte sich hart an der Kommode ab. „Loréz ist nutzlos! Werdet ihn los, egal wie! Von mir aus sagt, er war nicht fähig, die Ehe mit mir zu vollziehen oder was auch immer Euch einfällt, wenn Ihr zu feige seid, ihn mir endgültig vom Hals zu schaffen! Er hat keinen Beweis für das Gegenteil, überhaupt keinen...“

Ihre Stimme brach erneut. Langsam rutschte sie an der Wand zu Boden. Còratesh trat neben sie, den Blick abgewandt, als wäre ihr Anblick anstössig.

„Meine Herrin“, sagte er beschwichtigend, „wir werden sicher innert weniger Wochen eine Möglichkeit gefunden haben, Euren Gatten öffentlich zu diffamieren, aber diese Zeit müsst Ihr auf Euch nehmen. Und, bitte, Herrin, bitte...“

Unter Ächzen kniete er sich neben sie und legte die Hand auf ihre Schulter. „Bitte seht von diesen schrecklichen Gedanken ab. Kein Gräuel der Welt rechtfertigt sinnloses Morden.“

„Sinnlos?“ Isra stiess seine Hand weg und stand auf, tastete verschwommen nach dem Wasserkrug und stellte fest, dass er leer war – ihr eigenes Verschulden. „Der Tod meiner Kinder war sinnlos. Der ihrer Väter nur angemessen, wenn sie schon nicht zu mehr fähig waren!“

Còratesh besah sie sich finster. „Herrin, so dürft Ihr nicht sprechen. Bitte, Ihr müsst versuchen...“

„Die Worte ‚müsst‘ und ‚dürft nicht‘ sagt man nicht zu Herrschern!“, wies ihn Isra zurecht und setzte sich nieder. „Geht jetzt weg, lasst mich allein!“

Còratesh schien mit sich zu kämpfen, dann trat er einen Schritt näher. „Ich... ich hörte unlängst von einem... Verfahren, wenn Ihr so wollt.“

Isra hob die Augenbrauen. Sie war unendlich erschöpft und wollte nichts weiter als schlafen. Wenn der alte Mann doch nur endlich verschwinden würde. Wenn er einen Schlag erleiden und zu ihren Füssen kriechen würde.

„Ich bin nicht genau unterrichtet“, fuhr Còratesh mit erhobener Stimme fort, als Isra ihn unbeeindruckt und wortlos anstarrte, „wie es vonstatten geht... Aber ich kenne einen Mann, der Euch vielleicht helfen könnte, der Kinderlosigkeit zu entkommen, der... Hilfe für Euch kennen könnte...“

Isra grinste höhnisch. „Was soll das darstellen, eine weitere unfehlbare Idee Eurerseits, Còratesh? Wenn ich an den Erfolg Eurer letzten denke, so ende ich lieber in einem feuchten Kerker und unter der Herrschaft meiner Hure von Schwester, bevor ich noch eine weitere solche Folter durchmache.“

Còratesh wirkte aufrichtig beunruhigt, seine Augen suchten ihren Blick. „Ich verstehe Euch, Herrin... vielleicht... vielleicht ist es weise, so zu denken. Aber behaltet meinen Vorschlag im Hinterkopf, falls Ihr... Euch doch einmal anders besinnen solltet. Meine Dienste stehen Euch, wie immer, zur Verfügung.“

Er machte eine kleine, arthritische Verbeugung und verliess das Zimmer.

Endlich gab Isra dem Schwindelgefühl nach und liess sich rücklings auf die blutdurchtränkten Decken fallen. Sie schloss die Augen, damit das Zimmer aufhörte, sich zu drehen. Erneut quollen Tränen unter ihren Lidern hervor.

Der Kontinent lag in Trümmern, genauso wie ihr eigenes Land und sie selbst. Der alte Grosskönig, Nurétes, würde keine vier Wochen mehr leben, so zumindest sagten es die Gerüchte. Es hiess, er hätte sich mit dem Blutatem infiziert, aber sie vermutete, dass sich der Alte irgendwo bei einer billigen Strassenhure eine Krankheit aufgelesen hatte, die ihn jetzt langsam dahinraffte. Schliesslich war auch er nicht mehr als ein Mann, genau genommen sogar noch weniger – ein verrottender Leichnam, Futter für die Aaskrähen. Sie drehte den Kopf zur Seite, platzierte sich auf einem Flecken sauberen Stoffes und biss die Zähne zusammen, um durch ihren Schmerz zu atmen. Wenn Nurétes sterben würde, würde mit ihm der letzte männliche Nachkomme seines Hauses untergehen. Und das wiederum bedeutete höchstwahrscheinlich das Ende für die Einheit Paradons unter dem Grosskönigtum. Was das für ihr eigenes Land bedeuten mochte, wollte sie sich gar nicht ausmalen; vor hundertfünfzig Jahren war Aracanon das grösste und mächtigste Land Paradons gewesen, berühmt und gefürchtet für die Elitekämpfer, die seine Armee bildeten, wegweisend in allem, was mit Schmiede- und Kriegskunst verbunden war. Und dann hatte die Dekadenz Einzug gehalten, die Selbstüberschätzung und die Prunksucht hatten sich beim Adel gleichsam wie unter dem bürgerlichen Volk breitgemacht und Aracanon langsam aber sicher an den Rand des Ruins getrieben. Die finanziellen Mittel des Militärs waren erschöpft und das Fürstenhaus hatte nicht die Möglichkeit, es zu unterstützen, da es bereits seit mehreren Generationen haushoch verschuldet war. Für Isra war nicht mehr als ihr Titel geblieben. Wie es werden würde, wenn Fallonia als Zentrum des Kontinents stürzte und die tausendjährige Tradition des Grosskönigtums sich in Nichts auflöste... Sie schauderte. Langsam driftete ihr bewusstes Denken ab in eine wirre Mischung aus Traum und Wirklichkeit, in dem sie am Rande wahrnahm, wie ihre Dienerinnen hereinkamen, ihre Bettwäsche wechselten, sie auszogen, in ein frisches Nachthemd hüllten und zudeckten. Irgendjemand hob ihren Kopf an und versuchte, ihr Wasser einzuflössen, doch Isra bekam nicht mit, ob sie auch trank oder nicht. Ihre letzten Gedanken, bevor sie in die Bewusstlosigkeit sank, galten ihrem ungeborenen Kind. ‚Ich werde dich nicht aufgeben‘, schwor sie sich. ‚Du wirst leben.‘

Fallonia, Hauptstadt Synon, Jahr 1052 des zweiten Zyklus, Frühsommer

Der Palast des Grosskönigs von Paradon war ein Wunderwerk, das weit über die Grenzen Fallonias hinaus besungen wurde und dessen weisse Türme schon zu sehen waren, Meilen bevor man die Stadtmauern Synons erreichte. Wie ein leuchtender Turm aus Elfenbein erhob er sich im Herzen der Stadt und spiegelte den Stolz und die Erhabenheit von eintausend Jahren unbestrittener Herrschaft wider. Und direkt über seinem höchsten Turm, so schien es, hingen die Gewitterwolken, die sich schon den ganzen Tag über zusammengebraut hatten, am tiefsten und schwärzesten. Ein einzelner, verästelter Blitz durchzuckte den Himmel, unmittelbar gefolgt von Donner. Die wenigen Menschen, die noch auf den breiten, gepflasterten Strassen unterwegs waren, zogen die Köpfe ein und beschleunigten ihre Schritte. Wenn der Schatten seinen Zorn entlud, war man am besten zu Hause und hütete das eigene Dach. Brände waren zwar in der jüngeren Vergangenheit nur noch selten vorgekommen, vor allem seit die Architekten grösstenteils auf Stroh und Holz als Baumaterialien verzichteten, doch man konnte nie wissen. Die Torwachen an den Stadtmauern warfen beunruhigte Blicke in den Himmel, manch einer machte eine flüchtige Geste oder ein Schutzzeichen, wie um böse Geister abzuwehren. Wenn sich die Blicke der Männer begegneten, sprachen sie alle von Unruhe und Besorgnis. Über der ganzen Stadt lag eine düstere, bedrückende Stimmung, wie in Vorahnung eines schrecklichen, dräuenden Unheils. Der Grosskönig lag im Sterben.

Der grosse Audienzsaal direkt unter der gläsernen Kuppel des Palastes war angefüllt mit Räten, Politikern, Wachen und Edelleuten. Obwohl es noch mitten am Tag war, hatten die Diener bereits damit beginnen müssen, die Kerzenleuchter und Fackeln an den Wänden zu entzünden, damit die hohen Herrschaften noch etwas erkennen konnten. In immer kürzeren Abständen jagten jetzt Blitze über den Himmel, der in einem unheilvoll grünlichen Zwielficht dalag, und auf dem lichtbrechenden Dach zeichneten sich bereits vereinzelt Regentropfen ab. Gemessenes Raunen und Gemurmeln erfüllte den Saal, die meisten Anwesenden wirkten angespannt und besorgt oder gaben sich zumindest sehr viel Mühe, diesen Anschein zu erwecken. Die Männer trugen meist Amts-

roben oder aufwändig bestickte Wamse, dazu Lederhosen und Reitstiefel, obwohl die meisten von ihnen schon vor langem aufgehört hatten, sich dazu herabzulassen, selbst ein Pferd zu besteigen; viel bequemer war es, sich von Eunuchen in Sänften durch die Strassen tragen zu lassen, und für lange Reisen gab es Kutschen. Die Kleider der Frauen waren stets bodenlang und noch raffinierter ausgestattet.

Als Licilités den Raum betrat, erkannte er auf den ersten Blick, wer wirklich und wahrhaftig um das Leben des Grosskönigs bangte: Die Diener, deren Gesichter zumeist bleich und verzerrt wirkten und deren Hände an den Wandleuchtern zitterten, zwei oder drei verhärtet aussehende Frauen, die während der besseren Jahre Geliebte des Monarchen gewesen waren, und die ganzen Vertreter des alten, ‚wahren‘ Adels Fallonias, was übersetzt hiess, eine Riege alter, tattriger Männer, deren Bärte meist bis zu ihren Gehstöcke reichten, an die sie sich mit knotigen, adrigen Händen klammerten. Alle anderen – Mitglieder des Hohen Rates, Politiker, Günstlinge – hatten im Grunde ihres Herzens schon mit Nurétes abgeschlossen, und sie alle warteten nur noch darauf, dass auch die Drei ein Einsehen haben und ihn zu sich nehmen mochten. Aber da war noch mehr als das – Licilités spürte es, während er der Wand entlangstrich und sich suchend umblickte; es herrschte Unsicherheit, Nervosität – und Angst. „Ratsherr!“

Der gedämpfte Ruf erschallte mitten aus einem Knäuel Männer mittleren Alters, die alle mehr oder weniger prachtvolle, bodenlange Roben trugen. Licilités wandte seine Schritte in ihre Richtung, murmelte da und dort leise Entschuldigungen und schlängelte sich gewandt durch die Versammelten – bis er vor einem Mann Anfang vierzig stand, dessen hellbraunes Haar bereits deutliche Spuren von Grau aufwies und der einen herrlichen, nachtblauen, von Silberfäden durchwirkten Umhang trug. Sein bartloses Gesicht war scharf geschnitten, die praktisch farblosen Augenbrauen gewölbt, sodass er stets spöttisch zu blicken schien, und seine Augen hatten die unnatürliche Farbe eines besonders hellen Bernsteins. Er nickte Licilités zu, als er sich näherte.

„Licilités.“

„Necarion.“

„Wir dachten schon, du wärst in all den Möchtegerntrauernden und Tränendrückern ganz einfach untergegangen“, bemerkte er, während er den Blick wieder abwandte. Licilités schnitt eine Grimasse. „Zu traurig,

wenn sie über ihre eigenen Beileidsbekundungen stolpern – ich hörte, Nurétes lebt noch, oder nicht?“

„Er röchelt und sabbert und gammelt“, bestätigte Necarion gelangweilt und schlug die Ärmel seiner Robe zurück. „Ich habe mich oft gefragt, ob es einem Menschen möglich ist, sich nur aus Trotz am Leben zu erhalten, um alle anderen zu ärgern. Nurétes beweist es – es ist möglich.“

„Trotzdem, die Heiler sind sich einig – es geht dem Ende zu“, warf ein breitschultriger, gross gewachsener Mann mit unmodisch kurz geschnittenem Haar ein, der Necarion am nächsten stand und in seiner ledernen Militärmontur einen ausgesprochen grobschlächtigen Eindruck machte. Licilités warf einen Blick über die Schulter und beugte sich vor, wobei er die Stimme senkte, damit niemand im näheren Umkreis Zeuge seiner Worte werden konnte: „Die Gerüchte sind wahr – er hat tatsächlich vor, das Mädchen einzusetzen?“

Der ungeschlachte Mann schnaubte.

„Es heisst, er hat sie in seinem Testament bedacht – er muss auf seine alten Tage verrückt geworden sein!“

„Das hat mit dem Alter nichts zu tun“, bemerkte Necarion leise und strich sich die Haare nach hinten, „er hat bereits seit ihrer Kindheit mit dem Gedanken gespielt – er meint, in ganz Fallonia gebe es keinen gestandenen Politiker, der es mit ihrem taktischen Genie und ihrer Klugheit aufnehmen könnte.“

Licilités schüttelte langsam den Kopf.

„Aber er kann doch nicht im Ernst glauben, dass diese Ernennung nicht auf Widerstand stösst? In der ganzen Geschichte Paradons hat es noch nie eine Frau an der Spitze des Kontinents gegeben! In den Gesetzesbüchern ist nicht einmal die Rede davon, dass es ihnen erlaubt wäre! Wie kann er sich so einfach über Recht und Traditionen hinwegsetzen?“

„Er glaubt, da er der Grosskönig ist, wird niemand es wagen, seinen letzten Willen zu ignorieren“, erklärte Necarion und unterdrückte dabei nur unzureichend ein höhnisches Lächeln, „er meint, weil er in seiner kleinen Prinzessin die erwählte Jungfrau sieht, muss es uns allen auch so gehen. Und natürlich hat kein einziger seiner Speichellecker den Mut gehabt, ihm seine Wahnideen auszureden.“

Licilités runzelte die Stirn und liess gedankenverloren den Blick schweifen; es war irgendwie tragisch, wenn man darüber nachdachte; so viel Macht zu haben und doch praktisch einflusslos zu bleiben. Was

für ein Gefühl war es, so fragte er sich, der mächtigste Mann des Kontinents zu sein und sich nur von rückgratlosen Beratern umgeben zu sehen, die ihre eigene Macht sichern wollten und es daher nicht wagten, ihrem Herrn die Wahrheit in das Gesicht zu sagen? Nurétes war kein Wahnsinniger gewesen – im Gegenteil, er war dafür bekannt, Ehrlichkeit und Offenheit zu schätzen. Diese Eigenschaften waren unter anderem Gründe dafür gewesen, dass er einen einfachen Fusssoldaten zu seinem persönlichen Leibwächter gemacht hatte; die genaue Geschichte kannte Licilités zwar nicht (das tat wohl niemand), aber es ging das Gerücht, der Grosskönig sei eines Tages bei einer Heeresinspektion gewesen und habe die mangelhafte körperliche Verfassung seiner Soldaten gerügt. Da sei ein junger Rekrut vorgetreten und habe seinerseits Nurétes gefragt, ob denn nicht der Grosskönig der erste aller Soldaten sei? Und ob er glaube, mit seiner Wampe entsprechend als erster in einer Schlacht kämpfen zu können? Alle hätten damals den Atem angehalten und jeder habe sicher geglaubt, das Ende des ungehobelten Narren sei gekommen – doch Nurétes habe nur gelacht, dem Jungen auf die Schulter geklopft und ihn dazu aufgefordert, sich ihm anzuschliessen. So besagten es zumindest die Gerüchte.

Allerdings, wenn man sich Veriton so ansah, unsagbar stur und verböhrt in seiner Ergebenheit einem wandelnden Leichnam gegenüber, konnte man durchaus geneigt sein, ihnen zu glauben.

„Was wird also passieren?“, fragte er, die Augen zurück zu Necarion wendend. „Wenn Nurétes tot ist, meine ich.“

„Zweifellos wird die Hure versuchen, die Krone für sich zu beanspruchen“, knurrte der ungeschlachte Mann, der, wie Licilités wusste, auf den Namen Prodér hörte und einer der vier obersten Generäle der fallonischen Armee war, mit schlecht unterdrücktem Zorn. „Sie wird denken, das Wort ihres Vaters stellt sie höher als das Gesetz!“

„So wie der arme Narr selbst es sich dachte“, stimmte Necarion beinahe mitleidig zu. Als Licilités ihn weiter fragend anstarrte, warf Necarion einen flüchtigen Blick über die Schulter und beugte sich noch etwas näher zu ihm.

„Wie ich aus gut unterrichteter Quelle erfahren habe, ist Leven vor kurzem wieder ins Land zurückgekehrt.“

Licilités horchte auf; er wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Ist das dein Ernst? Des Grosskönigs Neffe ist zurück? Aber Nurétes hatte ihn doch verstossen, damals, nach dieser Sache mit...“

„...nach dieser unglücklichen Affäre mit den toten Sklavinnen, ich weiss“, winkte Necarion ungeduldig ab. „Aber meine Quellen lügen niemals. Er ist zurück – zurück und bereit, sein über alles geliebtes Land weiter im Fahrwasser seiner goldenen Tradition zu führen.“

„Berichten deine Quellen dir“, ergänzte Licilités mit vor Unglaube tiefender Stimme. Necarion feixte. „Gewiss. Das tun sie.“

Licilités fixierte sein Gegenüber eindringlich, doch Necarion wich seinem Blick nicht aus, sondern behielt weiter ein zuvorkommendes Lächeln aufgesetzt, bis Licilités schliesslich selbst wegsah. Die Lippen nur wenige Zentimeter von Necarions Ohr, murmelte er: „Du meinst, du hast dafür gesorgt, dass er gerade rechtzeitig zurückkam. Ungesehen und wohl beschützt vor den Blicken seines Onkels und der daraus folgenden grausamen Strafe für sein Zuwiderhandeln.“

Necarion hob nur leicht die Schultern, als wollte er seine Unschuld bekunden, doch in seinen gelben Augen funkelte es tückisch.

„Was habt Ihr vor, Grosswesir – wollt Ihr Euch mit seiner Hilfe gleich selbst auf den Grosskönigsthron setzen? Oder wartet Ihr lieber, bis den Misratenen kurz nach seiner Thronbesteigung ein unvorhergesehenes Unglück ereilt?“

„Das sollten wir lieber nicht hier drin besprechen“, warf Prodér mit einem knurrenden Flüstern ein, fasste Licilités am Arm und bugsierte ihn durch die immer weiter anwachsende Menschenmenge Richtung Ausgang. „Die Palastwände haben Ohren, heute noch mehr als sonst.“

Kaum hatten die drei Männer den Saal verlassen, entriess Licilités dem General unwirsch seinen Arm. „Ich schätze es nicht, wie ein Kind durch die Gegend gezerrt zu werden“, erklärte er Prodér so kalt und herablassend wie möglich. Ehe der grossgewachsene Soldat irgendetwas tun konnte, ausser ihm seinerseits einen finsternen Blick zuzuwerfen, hatte Necarion die beiden in einen nur schwach beleuchteten Seitenkorridor gewinkt. „Hier entlang“, sagte er leise und ging voran. Der Gang führte in einer engen Kurve zu einer Wendeltreppe, an deren fensterlosen Wänden zwar Fackeln hingen, die anzuzünden man aber offensichtlich vergessen hatte; die Stiegen lagen in fast vollkommener Finsternis. Necarion stieg die ersten Stufe hinauf, bis er hinter der steinernen Biegung der Treppe verschwand. Licilités und Prodér folgten ihm.

„Hier sollten wir offener reden können“, bemerkte Necarions flüsternde Stimme aus der Dunkelheit und Licilités blieb einige Stufen oberhalb

der Biegung stehen. Indem er einen Blick zurückwarf, stellte er fest, dass sie für zufällig Vorbeikommende nicht mehr zu sehen waren.

„Also, wie sehen deine Pläne aus?“, wisperte Licilités, die Augen unsicher durch die Dunkelheit irrend.

„Es ist im Grunde ganz einfach“, erwiderte Necarions Stimme von irgendwo über ihm, „Leven hat sich – ungesehen von der Öffentlichkeit – in meinem Stadthaus einquartiert, wohl bewacht und unter Aufbietung allen Schutzes, den ich ihm gewähren kann. Dort wartet er ab, bis die Drei endlich ein Einsehen haben und den törichten Alten zu sich nehmen. Danach müssen wir schnell handeln – sobald Nurétes tot ist, wird sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreiten. Ebenso sein Entschluss, seine Tochter zu seiner Nachfolgerin zu machen. Wir könnten natürlich einfach davon ausgehen, dass das Volk genauso schockiert und aufgebracht sein wird wie wir alle – denn, wie du sagtest, geschätzter Freund, es will sich wohl niemand, der klaren Verstandes ist, freiwillig in die Abhängigkeit von einer Frau begeben, die obendrein recht kränklich und noch ein halbes Kind ist. Andererseits war... *ist* Nurétes beim Pöbel erstaunlich beliebt, ebenso das Mädchen. Also können wir der Sache nicht einfach ihren Lauf lassen.“

„Das will ich meinen“, knurrte Prodér unangenehm nahe an Licilités' Ohr, „hier geht es schliesslich nicht nur um Fallonia – das Wohlergehen des ganzen Kontinentes hängt von der Ernennung des zukünftigen Grosskönigs ab.“

Licilités dachte einen Moment lang nach.

„Und wenn... nun, es mag sein, dass ihr mich für töricht haltet, aber wenn ihr sie unterstützen würdet? Ich meine, wie du selbst sagtest, sie ist fast noch ein Kind... sie würde leicht zu manipulieren sein – zu lenken sein.“

Ein leises Schnauben ertönte aus der Dunkelheit. „Mein lieber Licilités, denkst du tatsächlich, Setho weiss nicht, wie ihr Vater und ich immer zueinander standen? Denkst du, ihr ist nicht klar, dass ich mein Leben lang versucht habe, den Grosskönig davon zu überzeugen, dass es besser wäre, weniger auf die Wehklagen des Volkes als auf die Stimmen des Adels zu hören? Sie weiss sehr wohl, dass ich Unterstützung im Rat genieesse – und ihr wird auch klar sein, dass sie mich zum Feind hat, sollte sie die lächerliche Politik ihres Vaters weiterverfolgen – und das wird sie, dessen bin ich mir sicher.“

Licilités erlaubte sich ein hämisches Lächeln. „Soll das heissen, deine Politik der Einwicklung und Verführung hat in diesem Fall versagt? Willst du sagen, der mächtige Grosswesir Necarion ist daran gescheitert, das Vertrauen eines kleinen Mädchens zu gewinnen? Und deswegen willst du dich rächen und ihr einen halbwilden Vetter vor die Nase setzen, der für seine Unbeständigkeit bekannt ist und gerne Sklavinnen verprügelt?“

Necarion schnalzte mit der Zunge, es hörte sich ungeduldig an. „Du kennst den Jungen nicht so wie ich, Licilités: Er weiss sehr genau, dass er ohne meine Unterstützung niemals auf die Krone hoffen darf – ganz Fallonia weiss von seinem Zerwürfnis mit Nurétes und niemand würde ihm die Hand hinstrecken, um ihm hinaufzuhelfen. Niemand ausser mir.“

„Aber das ist doch ein weiterer Grund“, rief Licilités, die Gefahr von Lauschern vergessend, „ihn nicht zu unterstützen! Er ist seit diesem Vorfall entsetzlich unbeliebt beim Volk! Es wird die Leute rasend machen, wenn wir ihn auf den Thron setzen, gegen den Willen seines Onkels!“

„Das Volk ist ein wankelmütiger Misthaufen“, warf Prodér knurrend ein, „ganz gleich, wie sie Nurétes auch zugejubelt haben, wenn er auf seinem weissen Pferd an ihnen vorbeiritt – sobald er vorbei war, drehen sie sich wieder um und kümmern sich um ihr eigenes Leben. Solange er genug zu essen hat, wird sich der Pöbel den Schatten darum scheren, wer auf dem Grosskönigsthron sitzt. Und was die Bevölkerung in den Städten angeht – gib ihnen genug Musik, Theater und Wein, und sie vergessen, wem sie das alles verdanken. Klatsch und Zänkerei wird es immer geben, aber in ein paar Monden wird man neue Feindbilder gefunden haben.“

„Ausserdem“, warf Necarion flüsternd ein, „unterschätzt du wieder einmal die Macht des Rates: Ich habe in den vergangenen Wochen mit vielen von ihnen gesprochen und fast alle sind derselben Meinung: Die Macht über einen ganzen Kontinent in die Hände eines unerfahrenen Mädchens zu geben, das wäre...“

„...Selbstmord“, vollendete Licilités leise. Was die beiden anderen sagten, ergab langsam Sinn. „Aber wie wollt ihr Setho davon abhalten, die Krone für sich zu beanspruchen? Was tut ihr, wenn die Armee sich gegen euren hübsch geplanten Coup auflehnt?“

„Die Armee lasst meine Sorge sein“, sagte Prodér barsch. Irgendwo in der Dunkelheit hörte Licilités Necarion leise auflachen.

„Und was die Kronprinzessin angeht: Was, glaubst du, kann sie tun? Sie ist zu jung, zu unerfahren, und sie hat keine Verbündeten, bis vielleicht auf ein paar Diener und eine Handvoll Palastwachen. Die lassen sich leicht beseitigen. Wir warten ganz einfach ab, bis Nurétes' Stunde schlägt – und dann verfrachten wir sie in einen Konvent irgendwo in Laekenì, wo sie ihr Leben den Dreien weihen soll. Sie kann sich nicht darüber beschweren – es gibt Stimmen im Rat, die meinen, man sollte sie verschwinden lassen.“

„...wobei ich immer noch nicht verstehe, warum wir das, beim Schatzen, nicht einfach tun“, knurrte Prodér ungehalten. „Sie wird nur eine Gefahr sein, wenn sie weiterhin am Leben bleibt, Novizin hin oder her!“

„Sie ist nur ein Mädchen“, widersprach Necarion sanft, „worin, glaubt Ihr, bestünde ihre Gefährlichkeit, so weit weg von zu Hause, allein, ohne Freunde? Ausserdem – die Macht des Grosskönigtums stützt sich auf die Unantastbarkeit königlichen Blutes, mein Freund. Wir wollen uns doch nicht gegen die Drei und unsere hehren Traditionen versündigen.“

Obwohl Licilités meinte, Ironie in diesen Worten wahrzunehmen, wusste er, dass Necarion Recht hatte: Das Mädchen aus dem Weg schaffen, sie unschädlich machen, nun gut – aber sie ermorden lassen... Die Reaktionen, die so etwas in den Reichen Paradons auslösen würde, waren unabwägbar.

„Und wenn man es nach einem Unfall aussehen lassen würde...“, versuchte es Prodér. „...würde es genügend Leute geben, die sich Gedanken darüber machen könnten“, wiegelte Licilités ab. Abgesehen davon, dass er keinen Wert auf grenzübergreifende Konflikte legte, widerstrebte ihm der Gedanke, an einem Mord mitschuldig zu sein. Instinktiv wischte er sich die Hände an seiner Robe ab.

„Ich werde Leven noch am Tag von Nurétes' Tod in den Palast rufen“, erklärte Necarion, „mir als Grosswesir kommt es zu, während der drei Tage nach dem Tod des Grosskönigs die Amtsgeschäfte zu leiten, bis der neue König gekrönt wird – so lange haben wir Zeit, Setho verschwinden zu lassen. Leven wird am dritten Tag der Trauer gekrönt werden und wird den Rat hinter sich haben.“

„Geschlossen?“, fragte Licilités zweifelnd.

„Sei nicht albern, mein guter Freund, natürlich nicht. Es gibt immer Stimmen, die sich erheben und etwas von Ehre, Respekt und Blutlinien rhabarbern, aber auch diese werden verstummen. Auf die eine oder andere Weise“, fügte Necarion vielsagend hinzu, danach herrschte einen Moment lang Schweigen.

„Wie lange hast du das schon geplant?“, fragte Licilités schliesslich. „Es muss unglaublich aufwändig gewesen sein, und *gefährlich* – wo wir doch alle wissen, wie vorsichtig Ihr sonst seid, Grosswesir, wenn es um Euer eigenes Leben geht...“

„Es hat mich Jahre gekostet, alles vorzubereiten“, erwiderte Necarion nebenher, „Monate, um Leven zu überzeugen und alle, die ich brauchte, zu bestechen, Gefälligkeiten einzufordern... aber die Hauptsache ist, dass alles reibungslos verlaufen wird.“

„Wenn es das wird“, betonte Licilités, ohne die Zweifel aus seiner Stimme verbannen zu können.

„Ihr glaubt nicht, dass es uns gelingen wird?“ Prodérs Frage klang eher drohend als besorgt. Licilités suchte einen Moment nach Worten. „Ich... nun, ich frage mich nur... was macht ihr beispielsweise mit den königlichen Wachen? Sie sind verpflichtet, nur dem wahren Erben zu dienen! Sie haben einen Ehreid geleistet...“

„Eines Tages“, unterbrach ihn Necarion sanft, „wirst auch du aufhören, in einer Traumwelt zu leben, Licilités. Die goldenen Jahre der Ehre, der Ergebenheit, der Treue bis zum Tod – das ist alles vorbei. Ausserdem wissen unsere sogenannten ‚Königswachen‘ gar nicht, wem sie nach Nurétes’ Tod die Treue halten sollen – immerhin ist ein Mädchen kein König, nicht wahr?“

Licilités dachte über diese Worte nach. „Aber... wenn sie Nurétes...“

„Nurétes’ Geisteszustand wird im Moment selbst von seinen engsten Vertrauten angezweifelt“, sagte Necarion und klang allmählich ungeduldig. „Die Männer der Wache werden ganz einfach dem folgen, den sie vor die Nase gesetzt bekommen, so wie schon ihre Väter und Grossväter es getan haben! Licilités, ich frage dich ganz offen: Wirst du dich unserer Sache anschliessen? Wirst du, als Ratsherr, deine Hand für mich erheben, wenn ich dafür stimme, das Testament des Grosskönigs als Niederschrift eines geistig Umnachteten zu erklären? Oder wirst du mir in den Rücken fallen und, sobald Leven an der Macht ist, mit all den anderen Zweiflern in der Bedeutungslosigkeit verschwinden?“

Licilités stockte der Atem; so direkt mit dieser Drohung konfrontiert, spürte er, wie ihm der kalte Schweiß über den Rücken rann. Er kannte Necarion schon sehr lange, seit ihrer gemeinsamen Zeit an der Grossen Bibliothek, und er wusste besser als jeder andere, wozu er fähig war. Nicht umsonst war er Grosswesir des Herrschers von Paradon, der zweitmächtigste Mann des ganzen Kontinents. Wollte er, Licilités, ihn wirklich zum Feind haben?

Nein, das wollte er nicht.

„Natürlich werde ich für dich stimmen“, gab er nach und hörte deutlich, wie Prodér neben ihm pfeifend ausatmete, als hätten sich seine groben Finger soeben wieder von dem Schwertgriff an seinem Gürtel gelöst. „Wir sind schon viel zu lange Freunde, um bei dieser größten Herausforderung zu scheiden.“

„Gut gesprochen“, sagte Necarion und klang ausgesprochen vergnügt. „Nun denn, meine Herren, nachdem wir das geklärt hätten, würde ich sagen, kehren wir zurück in den Audienzsaal und mischen uns unter die Meute der Trauernden.“

Weder Prodér noch Licilités sagten ein Wort, während sie zurück in den Kuppelsaal gingen, doch Licilités war sich sicher, dass ihre Gedanken für einmal sehr ähnlich waren. Beim bogenförmigen Eingang des Audienzsaales angekommen, trennten sie sich, wobei Prodér zu einer Gruppe kräftig gebauter, grossgewachsener Männer schritt, die alle dieselbe bronzefarbene Rüstung trugen und finstere Mienen aufgesetzt hatten – das Quadrupel, die vier ranghöchsten Generäle der fallonischen Armee.

„Siehst du, mein Freund“, wisperte Necarion ihm ins Ohr, während sie zur Mitte der Halle vorstiessen, „wenn das keine guten Vorzeichen sind; die Macht der Armee steht hinter uns – der größten einsatzfähigen Kampfeinheit des Kontinents.“

Licilités nickte und warf einen Blick zum Himmel hinauf: Die Kristallkuppel triefte vom Regen. Es sah beinahe aus, als ob sie weinte.

Die Stille, die über dem Raum lag, war drückend. Bis auf die leisen Gebete eines grau gewandeten Priesters und das abgehackte, trocken Schluchzen einer alten Frau, die in unscheinbare braune Wollkleidung gehüllt war und einen Goldreifen um den Hals trug, gab es kein Geräusch.

Das gewaltige Himmelbett, von luftigen weissen Vorhängen umgeben, machte fast einen Viertel des Raumes aus, zwei mit Teppichen ausgelegte Marmorstufen führten hinab in den weiteren Raum. Die Läden der hohen Bogenfenster waren geschlossen, obwohl der Wind daran rüttelte, als wollte er sie mit aller Gewalt aufzerren, damit die Leute im Raum sähen, was für ein Unheil sich draussen ankündigte.

Doch das Gewitter draussen war nichts im Vergleich zu dem Sturm, der in ihrem Herzen tobte.

Setho aus dem tausendjährigen Hause Caderéth, Kronprinzessin von Fallonia und von Geburt an gesalbte Anwärtlerin auf den Grosskönigsthron von Paradon, sass am Rand des Bettes, ihre ungewöhnlich schmalen, blassen Finger klammerten sich an die bläulich verfärbte, von Schwielen und Altersflecken übersäte Hand, in der Hoffnung, sie würde sie vor dem Sturz in die Leere bewahren, die sich in ihr ausbreitete. Es war eine finstere, von Kälte erfüllte Leere, an deren Rand Ohnmacht und Grauen lauerten. Sie atmete flach, die Augen starr geöffnet, das Gesicht so ausdruckslos wie ein Stein, den Blick auf einen Punkt auf der blütenweissen Bettdecke gerichtet. Liesse sie diesen los, so lief sie Gefahr, den Anker zu verlieren, der ihr Bewusstsein im Moment noch an diese Welt band, würde die Kälte mit aller Macht über sie hereinbrechen und die Dämme zerschlagen, hinter denen sie ihre Flut von Tränen gefangenhielt.

Das Ende war gekommen.

Sie wusste es, sie hatte es von dem Tag an gewusst, als man sie ins Schlafzimmer ihres Vaters geführt hatte, um ihr mitzuteilen, der Grosskönig sei heute zu erschöpft, um aufzustehen, man bitte sie darum, an seiner Statt dem Volkstheater beizuwohnen. Der Grosskönig selbst hatte sie darum gebeten, mit etwas müderer Stimme als sonst, doch mit den üblich funkelnden Augen, dem warmen, strahlenden Lächeln, mit dem er sie immer bedachte, seine Arme, als er sie an sich drückte, so kräftig wie eh und je, seine Haut so warm, sein Herz stark und unbändig. Jetzt war die Wärme geschwunden, ebenso die gesunde braune Färbung seines Gesichtes – sie umklammerte die Hülle eines Toten.

Sie wagte nicht, den Blick zu heben und sein Gesicht zu betrachten, ein Gesicht, das nicht mehr länger das ihres Vaters war. Es war eine Maske, eine Fratze des Todes, eingefallen und grau, die Haut dünner als Papyrus, die Lippen aufgerissen, die Augen mit den hauchdünnen Lidern nichts weiter als Löcher inmitten eines Totenschädels. Setho konn-

te seinen Puls fühlen, ganz schwach, wenn sie ihren Finger ein wenig verschob, sie spürte, wie die krallenartigen Finger zuckten, wenn sie ihn in der Mitte seiner Handfläche berührte, wie um sich um ihre Hand zu schliessen, sie hörte das Röcheln, das ein Atmen sein sollte; doch das Leben, wie es Nurétes gekannt hatte, war von ihm gewichen.

Ein markerschütternder Schluchzer liess sie zusammenfahren, und sie blinzelte. „Hör auf damit“, sagte sie mit rauher, belegter Stimme, und unwillkürlich fragte sie sich, wie lange es her war, seit sie sie zuletzt benutzt hatte. Sie räusperte sich und sah der weinenden Frau direkt ins Gesicht. „Hör auf damit“, befahl sie kräftiger, „du hast keinen Grund, zu weinen. Es ist nicht dein Leben, das endet.“

Die Sklavin, eine tränennasse Schürze an den Mund gepresst, blickte auf; ihre Wangen waren aufgequollen, ihre Augen gerötet. „Ver – vergeb mir, Prinzessin“, jammerte sie und berührte mit der Stirn die Matratze.

„Geh hinaus und wasch dich. Und bring mir ein Glas Wasser“, befahl Setho, während ihre Augen nach dem Punkt auf der Decke suchten. Die Sklavin erhob sich und ging rückwärts Richtung Tür, wobei sie den Kopf gebeugt hielt.

„Und die richtige Anrede lautet in Zukunft ‚Majestät‘, nicht ‚Prinzessin‘“, fügte Setho hinzu, ohne verhindern zu können, dass ihre Stimme zitterte. „Versuch, dich schon jetzt daran zu gewöhnen.“

Die Sklavin erstarrte und sah auf, doch Setho brachte es nicht fertig, ihren Blick zu erwidern.

„Er ist noch nicht tot“, sagte sie sich, „es könnte sein, dass er überlebt.“

Sie versuchte, die Stimme in ihrem Inneren zum Schweigen zu bringen, die ihr solch närrische Hoffnungen machen wollte, doch es war unglaublich schwer.

Ein leises Klopfen an der Tür liess alle Anwesenden – ein halbes Dutzend Leibsklaven ihres Vaters, einen Priester der Waage, zwei Türwachen und Caleypso, ein Mädchen, das Setho als Gespielin diente – zusammenzucken. Einer der Wachsoldaten trat zur Tür und wollte sie öffnen, doch der Eindringling hatte sich bereits unaufgefordert Zutritt verschafft; Veriton, Hauptmann der königlichen Garde, betrat den Raum und schloss lautlos die Tür hinter sich. Ohne sich um einen der Soldaten zu kümmern, durchschritt er den Raum und kam am Fuss der Stufen, die zu Nurétes' Bett hinaufführten, zum Stehen. „Hoheit“, sagte er knapp und verbeugte sich, die Hand auf der Brust.

Setho nickte und versuchte, ein Lächeln zustande zu bringen, doch die Muskeln in ihrem Gesicht wollten ihr nicht gehorchen. Es war vielleicht auch besser so.

So behielt sie lediglich ihren Blick gesenkt, als Zeichen, dass Veriton sich ihr nähern durfte. „Hoheit, wie befindet Ihr Euch?“

Setho nickte erneut. Veritons Blick wanderte von ihr zu der leblosen Gestalt des Grosskönigs, und sie meinte zu sehen, wie es hinter seinen Augen flackerte.

„Es steht nicht gut um ihn.“

Das war keine Frage.

Setho schluckte.

„Die Heiler meinen, sie würden ihn in einer Stunde noch einmal zur Ader lassen. Sie haben ihm schon diese ganzen fieberstillenden Kräutersude verabreicht, die sie in den letzten Wochen in ihn hineingekippt haben, ohne dass es geholfen hat.“ Sie war erleichtert, als sie hörte, dass ihre Stimme ausdruckslos war. Einen Augenblick herrschte Schweigen. „Er hat es gehasst“, flüsterte sie nach einer Weile. „Er hat es immer gehasst, wenn sie ihm dieses Zeug gebracht haben. Noch als er schon beinahe bewusstlos war, hat er den Kopf weggedreht, wenn sie mit ihren Bechern und Mörsern gekommen sind.“

Ihre Stimme brach und sie registrierte panisch ein Brennen in den Augenwinkeln.

„Hinaus mit euch!“, polterte Veriton, sodass noch einmal sämtliche Anwesenden, Setho eingeschlossen, vor Schreck zusammenfuhren. „Los, beim Schatten, hinaus! Hinaus! Auch du, Gottesmann, du kannst deinen Segen draussen zu Ende sprechen, raus!“

Und er trieb eigenhändig jeden einzelnen aus dem Raum, wobei die Soldaten sich ihm zunächst widersetzen wollten, doch ein Blick in diese glitzernden, dunkelbraunen Augen genügte, um ihren Widerstand erlahmen zu lassen. Nachdem der Letzte hinausgegangen war, knallte Veriton die Tür ins Schloss und kehrte zum Bett zurück. Setho hatte sich nicht gerührt, sondern versucht, das Brennen, das auch ihre Kehle zusammenschnürte, zurückzudrängen. Als Veriton an ihre Seite trat und sich ungefragt neben ihr niederliess, hatte sie soweit die Beherrschung zurückgewonnen, dass sie ihn offen ansehen konnte.

„Dreizehn Jahre“, flüsterte Veriton, den Blick auf den Kranken geheftet, „dreizehn lange Jahre. Und dann soll es so enden. Bei den Westli-

chen, wenn das Gerechtigkeit sein soll, dann sind die Drei und ich nicht aus demselben Holz geschnitzt.“

Setho fixierte wieder ihren Punkt auf der Decke und positionierte ihre Hände am Arm des Sterbenden anders; ihre Finger schwitzten.

Lange Zeit sagte keiner ein Wort. Sie sassen nur da, ohne einander anzusehen. Schliesslich flüsterte Setho, ohne den Blick zu heben:

„Es geht etwas vor sich, nicht wahr?“

Als Veriton nicht sofort antwortete, drehte sie den Kopf. „Dort draussen.“ Veriton verzog das Gesicht, als würde ihm etwas unaussprechliche Qualen bereiten, und sie wusste, dass es nicht der drohende Verlust ihres Vaters war. „Sie bereiten etwas vor, nicht wahr? Ein Komplott gegen mich. Ich sehe es in ihren Gesichtern, an der Art, wie sie mich ansehen, an ihrem Geflüster, wenn ich vorbeigehe, ihren geheuchelten Mienen – ich kann den Verrat in ihren Augen sehen, Veriton. Was haben sie vor?“

Der Hauptmann stützte sich mit den Unterarmen auf das Krankenbett, sodass er näher bei ihr war. „Ich weiss es nicht bestimmt“, murmelte er, „aber es sieht so aus, als wollten die Ratsherren sich gegen Euch aussprechen, wenn... wenn es zur Verlesung kommt.“ Der Schmerz in seiner Stimme veranlasste sie, das Handgelenk ihres Vaters fester zu packen, um sich zu vergewissern, dass er nicht ohne ihre Kenntnis von ihr gegangen war. Doch das kleine, dumpfe Pochen hielt hartnäckig an, also holte sie tief Luft und fragte: „Sie wollen das Testament meines Vaters anfechten? Verhindern, dass ich Grosskönigin werde? Das ist offener Verrat, Veriton!“

Der Hauptmann schnaubte und fuhr sich mit der Handfläche über das Gesicht. „Sie meinen, Euer Vater habe kein Recht, Euch als Grosskönigin zu benennen – Ihr... Ihr seid... Nun ja, Ihr seid...“

„Eine Frau“, beendete sie seinen Satz ruhig.

Veriton ruckte mit dem Kopf, als wäre es ihm höchst unangenehm, darüber nachzudenken. Setho stiess Luft durch die Nase aus. „Also setzen sie sich über das Wort ihres Grosskönigs hinweg. Dafür kann es keine Entschuldigung geben, ganz gleich, was sie sich für heuchlerische Begründungen ausdenken! Das Recht ist auf meiner Seite – mein Vater wurde von den Dreien gesalbt, er ist Grosskönig, sein Wort steht vor allem!“

„Aber, Hoheit, ganz so einfach ist es nicht – vor Euch hat noch niemals eine Frau als Grosskönigin geherrscht - es gibt in der ganzen Geschich-

te Parados keinen Präzedenzfall, auf den wir uns berufen könnten. In den Büchern steht nicht einmal geschrieben, ob eine Frau das Recht hat, dieses Amt auszuüben!“

„Aber es steht auch nichts Gegenteiliges!“, fauchte Setho, ihre Hände zitterten. Sie umfasste den Arm ihres Vaters fester, um es zu unterbinden, während sie versuchte, nachzudenken.

„Ich... ich könnte... mich auf einen Disput mit ihnen einlassen...“

„Hoheit, Ihr würdet Euch offen mit dem Adel anlegen, völlig auf Euch allein gestellt! Sie werden Euch nicht zuhören, man wird Euch niederschreien, und wenn Ihr nicht weiterwisst? Was dann?“

Setho atmete rasch. Ihre Gedanken überschlugen sich. „Wie viel... wie viele Wachen könnt Ihr im Palast postieren, wenn Ihr jetzt sofort anfangt, sie zu versammeln?“

Veriton überlegte.

„Um die zweihundert, wenn wir schnell machen. Aber, Hoheit, bei allem Respekt – ich weiss nicht, ob uns das viel nützen wird.“

Sethos Eingeweide wurden zu Eis. Die furchtbare Wahrheit, die hinter Veritons Worten verborgen lag, schlich sich nach und nach in ihr Gehirn.

„Was wollt Ihr damit sagen?“, fragte sie, wobei sie ihre Stimme wiederum emotionslos hielt.

Veriton drehte sich zu ihr um und senkte die Stimme. „Hoheit, ich glaube, dass auch unter den Wachen grosse Uneinigkeit herrscht – nicht einmal ich kann Euch mit Sicherheit sagen, wer hinter dem letzten Willen Eures Vaters steht und wer nicht. Natürlich kann ich es herausfinden... aber... nun, Hoheit, ich glaube nicht...“

„Nein, dafür bleibt uns nicht mehr genügend Zeit“, nickte Setho langsam, während sie sich zwang, Herz und Kopf zu leeren, obwohl schreckliche schwarze Stürme in ihrem Inneren tobten, die drauf und dran waren, sie zu zerreißen.

„Was ist mit den Soldaten?“

„Die Armee?“ Veriton schnaubte hämisch. „Wenn ich es richtig sehe, befinden sich die Verräter auch in den Reihen der Heerführer. Es würde mich nicht wundern, wenn sie alle mehr oder weniger an der Verschwörung beteiligt wären. Hoheit, es geht sogar das Gerücht um – es heisst, sie versuchen, Euren Cousin an Eure Stelle zu setzen!“

Sethos Kopf zuckte herum, Zorn durchflutete sie wie eine furchtbare Hitze. „Leven? Diesen brutalen, geistesschwachen Irren? Das ist es

also, was sie sich unter einem angemessenen Grosskönig vorstellen? Nein!“

Sie sprang auf, fuhr sich durchs Haar und begann, aufgebracht hin und her zu gehen. Nach nur wenigen Augenblicken jedoch blieb sie stehen und stützte sich gegen einen der vergoldeten Bettpfosten. Langsam liess sie ihre Stirn dagegen sinken. Sie dachte nach, wog ihre Lage ab, sinnierte über mögliche Lösungen und verwarf sie sogleich wieder. „Also gibt es nichts, was wir tun können“, schlussfolgerte sie und nickte dabei leicht, als würde sie ihren eigenen Worten zustimmen.

„Hoheit“, ertönte Veritons besorgte Stimme über ihr und als sie die Augen aufschlug, stellte sie verblüfft fest, dass sie zu Boden gesunken war. Sie fühlte sich erstaunlich ruhig, auch wenn sie spürte, wie die Schrecken von innen gegen ihre Eingeweide hämmerten und auszubrechen drohten.

Veriton kauerte über ihr, die Brauen gefurcht, die Augen voller Sorge und – Angst?

„Was werden sie mit mir tun, Veriton? Werden sie mich töten?“

„Dann müssen sie erst an mir vorbei!“, schwor Veriton finster und umklammerte den Griff seines Einhänders. Setho lächelte schmerzlich und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Ich habe geschworen, Euren Vater zu schützen und ihm in allem zu dienen“, bekräftigte Veriton finster und richtete sich auf. „Ich werde meinen Schwur nicht brechen. Er sah in Euch stets das Beste, was diesem Kontinent passieren konnte – also diene ich Euch, bis in den Tod, wenn es sein muss.“

Setho zwang sich, das Lächeln noch einen Moment länger aufrecht zu erhalten, dann erhob sie sich und setzte sich ans Kopfende des Bettes, direkt neben das Kissen ihres Vaters. Behutsam strich sie ihm über die Stirn, die Wangen, tupfte seine Mundwinkel ab, da ihm ein wenig Speichel übers Kinn gelaufen war, streichelte sein Haar. Veriton stand schweigend daneben und sah ihr zu.

Draussen tobte der Sturm.